



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wenn ich nicht fürchten müßte, wegen Größenwahns dem nächsten Entmündigungsrichter in die Hände zu fallen, würde ich sagen, daß Johannes Miquel, der Vielgeschmähte, die Anregung zu diesem Uras in meinen beiden kleinen Aufsätzen über das Wohlgeborensein und den Submissionsstreich in den Nummern 42 und 48 der Grenzboten von 1895 gefunden hat.

Also bis jetzt sind erst Königlich Preussische Katasterkontrolleure die Glücklichen, die durch Verfügung eines „an der Spitze“ stehenden mit einer erfreulichen Vereinfachung des amtlichen Schreibwerks bedacht sind. Hoffentlich giebt es jetzt überall ein großes „Reinemachen,“ das Frühjahr ist ja die beste Zeit dazu.



## Litteratur

Völkerkunde von Friedrich Nagel. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894. 1895

Ein Werk wie das vorliegende bedarf keiner Empfehlung mehr, sondern nur einer Anzeige, einer solchen aber schon deshalb, weil es in der That ein völlig neues Werk geworden ist. Hat sich doch der Verfasser entschlossen, die drei Bände der ersten Auflage in zwei zusammenzuziehen, und ist doch auch die Illustration zum großen Teile neu beschafft worden. „Grundzüge der Völkerkunde“ leiten das ganze Werk ein. Sie enthalten die Grundanschauungen Nagels, von denen aus er den ganzen wahrhaft ungeheuern Stoff durchdringt und beurteilt. Die gesamte Menschheit bildet ihm eine Einheit, denn die Unterschiede der Rassen sind geringfügig, verglichen mit den Unterschieden, die zwischen den Tierarten auch nur derselben Gattung bestehen, sie sind durch Klima, Boden, Lebensweise und geschichtliche Entwicklung entstanden und scheinen wieder durch Völker- und Rassenmischung zur Einheit zurückzutreiben. Kaum irgend eine Rasse hat sich heute noch rein erhalten, und so sehr gehen die Merkmale der einzelnen herkömmlicherweise unterschiednen Menschenrassen in einander über, daß Nagel sie nicht in der alten Weise als Einteilungsgrund angenommen hat. Gar nicht in Betracht kommt für ihn bei der Beurteilung der Abstammung und Rassenzugehörigkeit die Sprache, da der Übergang eines Volkes zu einer andern Sprache, als der ererbten, hundertfältig nachgewiesen ist und nicht von der Abstammung, sondern von der geschichtlichen Entwicklung abhängt, also wohl für diese, aber nicht für jene Beweiskraft hat. Vom Standpunkte der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts aus erscheint dem Verfasser jedes Volk als ein Glied der Menschheit der gleichen Beachtung würdig. Lebhaft wendet er sich gegen den Kulturstolz derer, die auf alle unkultivirten Völker und also vor allem auf die sogenannten Naturvölker verächtlich herabsehen. Denn auch die wichtigsten Grundlagen der Kultur: Sprache, Religion, Staat, Technik usw. sind allen Völkern der Erde gemeinsam, es giebt keines, das sie nicht in irgend welcher Form besäße, und die Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades. Allerdings giebt es eine ziemlich genau abzugrenzende „Kulturzone,“ deren Völker von jeher die andern übertroffen haben, aber dieser Vorzug liegt für Nagel nicht so sehr in der Begabung der Völker (deren Bedeutung er vielleicht zu gering an-

schlägt), als in äußern Umständen, in Boden, Klima, Geschichte. Selbst die sogenannten Naturvölker sind nicht sowohl kulturlose als kulturarme Völker, und unterschieden irrig ist die Anschauung, als ob sie stets den Urzustand der Menschheit typisch darstellten und somit Schlüsse auf diesen, auf die früheste Vergangenheit irgend eines beliebigen Kulturvolkes zuließen. Denn wir wissen gar nicht sicher, ob dieser Zustand nicht etwa das Ergebnis des Zurücksinkens von einer höhern auf eine tiefere Kulturstufe, also der Lebensschicksale des Volkes ist (man denke nur an die Schicksale der amerikanischen Kulturvölker oder an die furchtbare Verwüstung der islamitischen Kultur in Vorderasien durch die Mongolen). Die Geschichte eines Volkes beginnt für Nagel nicht von dem Augenblick an, wo schriftliche Aufzeichnungen vorliegen, weil dieser Umstand etwas ganz zufälliges sein kann und nicht einmal als eine besonders wichtige Lebensäußerung erscheint, sondern von den ersten Spuren des Daseins an. Von diesen Sägen aus kommt Nagel zu einer wahrhaft weitherzigen, milden, im tiefsten Grunde christlichen Auffassung seines Gegenstandes. *Nihil humani a me alienum puto* hätte er als Motto vor sein Werk setzen können.

Nach der zusammenfassenden Besprechung der einzelnen Kulturgebiete (Sprache, Religion, Wissenschaft und Kunst, Erfinden und Entdecken, Ackerbau und Viehzucht, Kleidung und Schmuck, Wohnstätten, Familie und Gesellschaft, der Staat) geht er zur Schilderung der einzelnen „Völkertreise“ (nicht Rassen) über. Er unterscheidet deren vier, die mit den sogenannten Rassen keineswegs zusammenfallen, sondern ebenso gut durch geographische Bedingungen wie durch die Abstammung zusammengehören. Der erste ist der pazifisch-amerikanische Völkertreis (Ozeanier, Australier, Malayen und Madagassen, Amerikaner, Arktiker der alten Welt), der rings um den Großen und den Indischen Ozean sitzt, sodas Amerika als der „ethnographische Orient,“ der „Ostrand der alten Welt“ erscheint; den zweiten bilden die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas (Buschmänner, Hottentoten, Zwergvölker), den dritten die Negervölker (Süd- und Ostafrikaner, Innerafrikaner, Westafrikaner), den vierten die Kulturvölker der alten Welt (afrikanische Kulturvölker, asiatische Kulturvölker, Westasien und Europäer). Überall werden zunächst Boden und Klima und ihre natürlichen Gaben erörtert, dann der körperliche und geistige Typus der Völker, endlich ihr Kulturzustand und ihre geschichtliche Entwicklung, namentlich ihrer Kultur, sodas der Leser in der That ein vollständiges Bild jedes Volkes erhält. Das dabei die Westasien und Europäer am kürzesten behandelt werden, liegt in der Natur der Sache; um so eingehender ist die Darstellung der altamerikanischen Völker, der Ostasien, der Indier. Da der Verfasser Zitate verschmätzt, so kann man die erstaunliche Arbeit in der Sammlung eines riesigen und unendlich verzettelten Stoffes mehr erschließen als sehen.

Eine ganz notwendige Ergänzung, nicht nur einen Schmuck des Wertes bilden die zahlreichen, vorzüglich in Holzschnitt oder Buntdruck ausgeführten Illustrationen, 628 im ersten, 541 im zweiten Bande, zu denen die völkerkundlichen Museen in Berlin, München, Dresden, Wien, Leiden und Amsterdam ihre Schätze reichlich beigezeichnet haben.

Nagels „Völkertunde“ kann einer guten Aufnahme um so sicherer sein, als sie den Bedürfnissen unsrer Zeit unmittelbar entgegenkommt. Denn alle großen Völker Europas streben jetzt darnach, Anteil an der Herrschaft der Welt, also über fremde Erdteile und Rassen zu gewinnen, und keines darf heutzutage darauf ausgehen, dieser Herrschaft zuliebe jene Rassen einfach zu vernichten oder zu knechten, wie es früher geschehen ist, vielmehr muß das Ziel sein, die in ihnen vorhandenen Anlagen zu höherer Kultur rascher und vollständiger zu entwickeln, als sie es aus

sich selbst heraus vermöchten. Fürst Bismarck sagte einmal, es sei unsinnig und grausam zugleich, die Neger Afrikas aus ihren eigentümlichen Gewohnheiten und Lebensbedingungen gewaltsam herauszureißen. Diese ebenso humane als weise Lehre ergiebt sich auch aus jeder Seite dieser Völkertunde, und vielleicht sind gerade die Deutschen besonders berufen, darnach zu handeln. Aber auch der Historiker wird an diesem Werke nicht achtlos vorübergehen dürfen. Nachdem die Gegenwart fast allen noch übrigen unbekanntem Erdraum aufgehellte, uns mit allen lebenden Völkern bekannt gemacht und alle in mehr oder weniger rege Verbindung mit einander und mit uns gesetzt hat, ist eine Weltgeschichte im vollsten Sinne des Wortes möglich geworden, und auch jede Volksgeschichte wird für unsre Zeit auf weltgeschichtlicher Grundlage beruhen müssen, da jedes Volk im Weltverkehr steht. Es ist fortan unstatthaft, z. B. die Geschichte Ostasiens seit den vierziger und fünfziger Jahren mit wenigen Zeilen als Nebensache abzuthun und in der Geschichte der europäischen Völker allein die Weltgeschichte zu sehen, was früher seine Berechtigung hatte. So wenig aber die praktische Handels- und Kolonialpolitik der Gegenwart ohne Völkertunde noch möglich ist, so wenig ist es die Geschichtschreibung dieser Verhältnisse.

Der Bogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. Prachtausgabe mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Wilhelm Hasemann. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung

Diese Geschichte ist so einfach wie möglich: des reichen Bauern und Klostervogts auf Mühlstein Anton Musers „Maide“ Magdalena soll den reichen Hermesbur heiraten, liebt aber des armen Dlerjockens Hans, dem sie entsagen muß. Er geht unter die Kaiserlichen und fällt bei Wurmsers Sturm auf die Weißenburger Linien, während sie unter dem Zwang ihres rauhen Vaters dem Hermesbur zwar ihre Hand giebt, aber ihr Herz versagt und, mißhandelt, wenige Monate nach der traurigen Hochzeit im Irrenstift stirbt. Das Interessante und Schöne an dieser Abbe-Liebesgeschichte sind die Menschen und Verhältnisse, die Hansjakob mit packender Treue zu zeichnen weiß, und die frische, ungeschminkte Erzählungsweise. Es ist keine Spur von litterarischer Absicht und Mache in dem Büchlein. Wie eine Pflanze am Wege mutet es uns an, die da grünt und blüht, gleichviel, ob man darauf achtet oder nicht. Was die Welt für schön oder poetisch hält, darnach fragt der Verfasser nicht. Er stellt die Zustände und das Leben des Bauernvolks dar, wie sie sind, und zwar mit dem Verständnis eines, der mitten drin aufgewachsen und im Herzen noch immer dabei ist. Zwar erzählt er eine Liebesgeschichte, findet es aber ganz in der Ordnung, daß, wenn die Eltern dem Maide einen Hof ausgemacht haben, auf den es heiraten soll, es dann in der Regel ohne Herzweh folgt, mit welchem Burschen es auch früher „gegangen“ sein mag. „Das Landvolk auf dem Schwarzwald ist in diesen Dingen viel vernünftiger als das gebildete Publikum in den Städten mit seinem Ehrgefühl und seinem sentimentalen Liebeskummer.“ Die alte „Göttle“ (Pate) sagt zu ihrem Patenkind, keins von den vielen Mädchen, die sie kannte, habe „Komödien gemacht und von Liebe geredet, wenn es sich um Heiraten handelte.“ Und ein oft gehörtes Sprichwort tröstet: „Weim a Alte isch mer guet ghalte.“ Die eigentümliche Stellung der „Wibervölker“ zum Mannsvolk schildert er wie etwas Naturgesetzliches. Höchstens zieht ein ironisches Lächeln um seinen Mund, wenn er erzählt, wie die Frauen gleich nach dem Gottesdienst thalein und bergauf zu ihren Höfen eilen, um den Männern das Essen zu „richten“; „sie können zwei Stunden hin und her gehen, ohne sich im Wirtshaus kräftigen zu

müssen, wie das starke Geschlecht der Mannsvölker.“ Niemand zweifelt, daß das beste Mittel, die junge Frau aus ihrem Starrsinn herauszubringen, eine gehörige Tracht Schläge sei. Ihr Vater macht sich eigens auf den Weg nach ihrem neuen Heim, um dieses Mittel anzuwenden. Seinen Eigensinn bricht zwar ihr früherer Tod, daß aber ihr Mann schon einige Wochen nachher eine dritte „Burin“ heimführt, meldet das noch erhaltne Kirchenbuch von Zell. Die Grundzüge der Erzählung sind nämlich geschichtlich, doch legen wir mehr Gewicht darauf, daß es ihr Geist ist. Die selbstverständliche Treue der Landschaft, des Kostüms, der Sitten macht es nicht, es ist die Gabe des Erzählers, aus seinen eignen Menschenstudien, die von klein an gerade auf diese Bauern gerichtet sind, die dauernden, echten Äußerungen ihres eigensten Wesens zu gewinnen. Daher erzählt er wie einer, der das alles miterlebt hat, und versetzt uns ohne allen Schein eines besonderen Aufwandes an Schilderkunst in eine lebendige Welt, in der es uns bald ganz heimisch zu Mute wird, und in der wir einen Reichtum an Erscheinungen entdecken, der aufs höchste fesselt.

Der Erzähler weiß es, daß bei den Naturmenschen die Poesie wohnt. Er meint, daß deshalb schon die alten Griechen den Sitz der Musen nicht in eine Stadt, in ein Fürstenschloß, an eine Universität oder gar an eine höhere Töchterschule verlegten, sondern in die einsame Heide. Die Hauptsache ist, daß er die Poesie dort zu schöpfen weiß. Wenn es ihm dann weiter gelingt, sie uns naturfrisch zu kredenzen, so liegt das wesentlich darin, daß sie ihm selbstverständlich ist. Er macht nicht viel Wesens daraus. So begleiten zwar die landschaftlichen Eindrücke und der Wechsel der Jahreszeiten in der Natur den Gang der Geschichte, aber die Naturschilderung begnügt sich mit der Andeutung des Hintergrundes. Im übrigen ist die Natur in der Seele seiner Menschen.

Hansjakob ist durchaus kein Sprachkünstler. Er wägt nicht die Worte und mißt nicht die Sätze. Er schreibt offenbar, wie er spricht, rasch und warm. Er schreibt keine Seite, auf der nicht eine dialektische Wendung vorkäme, und auch wo er hochdeutsch schreibt, denkt er volksmäßig. Dem Sprachgelehrten, an den er allerdings bei seiner Schriftstellerei am letzten denkt, böte er vielleicht manchen Anlaß zu Aussetzungen. Ja, es fehlt in keinem von seinen Bändchen an krassen Sprachdummheiten, und doch möchte man dem Volksmann keinen Vorwurf daraus machen. Man fühlt eben, daß, wenn er ein Stilkünstler wäre, er überhaupt nicht so auf uns wirken könnte, wie es ihm jetzt gelingt. Wenn er einmal anfinge, seinen Stil im Spiegel zu betrachten und daran „herumzubesteln,“ dann kämen auch seine Gedanken und Empfindungen nicht mehr so ungeschminkt zum Ausdruck. Gern nehmen wir Verstöße gegen die Regeln des höhern Sprachbaues in Kauf, für so viel frische Unmittelbarkeit, so viel unverkünstelte Natur, die nicht erfunden, nur abgelauscht werden kann. So, wenn der Bauer seinen neugekauften Wagen so sorgsam in der Scheune unterbringt, „als wäre es ein Lebkuchen,“ oder wenn die Stufenleiter aller irdischen Genüsse absolut zwischen dem Apfelmoss und dem Zeller Noten beschossen ist. Wie tief sinnig ist der Name „Sicherheit,“ der dem Ortsdiener, d. h. dem Polizisten beigelegt wird!

Das alles schließt ja aber bei einem so echt alemannischen Gemüt den Ernst nicht aus. Die Schwarzwälder sind im Grunde etwas schwermütig. Vom französischen Bewohner der Rheinebene unterscheidet sie dieser Zug so scharf, daß die beiden einander abstößen. Und die laute Fröhlichkeit der Baiern ist dem Manne des dunkeln Gebirges vollends fremd. Es ist eine tief empfundne Wahrheit, die Hansjakob ausspricht: „Droben auf den Bergen, wo licht und rein die Sonne strahlt

und das Auge weithin Gottes Herrlichkeit schaut, während die Seele des Menschen in und um sich selber das Elend und die Not des menschlichen Lebens fühlt — da gedeihen die Schwermut und das Herzeleid weit besser als drunten im Thale, wo die Nebel der Natur und die der Seele harmoniren.“ Aber die Bewohner des Kinzigthals gehören schon halb der Ebne an. Ähnlich wie drüben im Elsaß, wenn auch nicht so stark, sind sie fränkisch gemischt. Aus dem schönen Lande, wo die waldigen Hügel des Schwarzwaldes hinab und hinaus ins blühende Rheinthal ziehen, unten von Rebgrärten umgürtet und zwischen ihnen die schönsten grünen Wiesen mit murmelnden Bächen, breite weiße Straßen, an denen braune Bauernhäuser gemilderten alemannischen Stils, saubere, geräumige Wirtshäuser und besonders viel Sägemühlen stehen, aus diesem fränkisch-alemannischen, heiter-sinnigen badischen Lande kommt uns diese echte Dorfgeschichte. Und so fehlt es denn auch nicht an Heiterkeit in Hansjakobs Erzählungen. Es sind nicht lauter ernste oder sinnige Naturen, die vor uns hintreten. Die Mehrzahl trinkt gern ihren Schoppen, treibt ihren Scherz, politisirt, und zwar mit Vorliebe in demokratischem Sinne. Auch ihr Ultramontanismus schimmert stark rötlich. Zu den interessantesten Episoden des Bogts auf Mühlftein gehört die Geschichte von der Neigung zum Lumpen, die plötzlich eine ganze Anzahl von tüchtigen Bauern ergreift und ins Verderben zieht. Nicht bloß im Unterland gilt der Spruch: „Wammer sieht, daß annere lumpe, lumpt mer halt als aach emal.“ Sprüche, Volkslieder und Spiele zeigen einen auffallenden rheinfränkischen Anflug. Auch die Luft an Volksfesten gehört dazu. Wie prächtig ist der Dreikönigszug geschildert. Für diese und andre Züge des Volkslebens werden die Schriften Hansjakobs einst Quellen-schriften sein.

Hansjakob ist ein glänzendes und lehrreiches Beispiel dafür, wie die katholische Geislichkeit im Volke wurzelt. Er hat studirt und ist gereist, hat im Landtag in Karlsruhe und im Reichstag in Berlin gesprochen, ist Stadtpfarrer in Freiburg geworden, hat Zeitungen, Flugschriften und Bücher geschrieben, und dabei ist er der Haslacher Bauernsohn geblieben in seinem Herzen und hängt mit einer rührenden Treue an jedem Knecht und jedem Waschweib, das er gekannt hat. Und natürlich hat er sie alle gekannt. Er kennt sie zum guten Teil noch persönlich, jedenfalls aber kennt er ihre Art besser als sie selbst. Das giebt ihm eben das Zeug zum Volkschriftsteller, daß er innerlich so ganz eins ist mit seinen Kinzigthaler Bauern und Kleinbürgern und dabei durch seinen Lebensgang doch weit genug von ihnen abgerückt ist, um sie aus künstlerischer Entfernung so zeichnen zu können, daß auch andre sich mit ihm daran freuen. Die Hauptsache dabei bleibt freilich, daß er selbst dazugehört, und zwar mit Liebe. Daß er grimmig hassen kann, hat er als Politiker gezeigt, und ein gewisses Bauernmißtrauen beschleicht ihn jedesmal, wenn er von Stadtleuten und Fremden berichtet. Um so treuer liebt er seine eignen Leute, trotz und wegen ihrer Fehler. Ich denke da weniger an die vorliegende Erzählung als an Hansjakobs kleinere Schilderungen aus der Jugendzeit, aus der Studienzeit, Wilde Kirschen, Dürre Blätter und Schneeballen, zusammen acht Bändchen, wenn ich das Lehrreiche solcher Schriften hervorhebe. Es wird uns da ein abgeschlossener Kreis von Menschen in allen Einzelheiten seines Denkens, Fühlens und Wirkens beschrieben. Es ist eine Sammlung von Thatfachen, die so und besonders in diesem Zusammenhang nicht wieder zu beobachten sein werden. Es sind Beiträge zur Kenntnis des süddeutschen Bauern aus der Zeit, „wo es noch nicht Mode war, daß Leute heirateten, die kein eignes Heim hatten,“ wo der Kinzigthaler Bauer zu Pferde seine Wege nach Zell oder Straßburg machte, im übrigen

wie ein Herr mittelbar oder unmittelbar reichsfrei auf seinem Hofe saß. Auch wenn er dem Kloster zu Gengenbach zinspflichtig war, fühlte er sich nicht unterthänig. Wohl gingen Kriegsstürme durch dieses schöne Ländchen und legten manches Glück in Trümmer, aber was dann aufwuchs, hatte Licht und Luft genug zu seiner Entfaltung. Deswegen war es den Leuten damals auch mehr „fingerig“ zu Mute. Übrigens ragen die ältern Industrie Gründungen im Kinzigthal bis in die Zeit des Bogts auf Mühlstein, so die Blaufarbenwerke und Porzellanfabriken, die aufgeklärte Äbte ins Leben riefen. Im ganzen zeichnen aber diese Schilderungen ein Bild deutschen Bauernlebens, das, wenn auch nicht an Kunstwert, so doch an psychologischer und geschichtlicher Treue sich mit Immermanns Oberhof vergleichen darf. Die Jugenderinnerungen Hansjakobs setzen diese Schilderungen bis auf die Gegenwart fort und zeigen uns den an manchen Punkten recht unerfreulichen Fortschritt aus einem Zustande, der einer mäßigen Bevölkerung gestattete, ohne allzu schweren Kampf ihr Leben auf ererbtem Boden zu führen, in die Periode des Anwachsens der Volkszahl, der Auswanderung der Thatkräftigsten und der Verarmung vieler unter den Zurückbleibenden. Hansjakob macht kein Geheimnis aus seiner Auffassung dieser Veränderungen. Er verurteilt einfach „die Kultur, die allerlei Lumperei ins Volk gebracht hat.“



## Schwarzes Bret

Für sie (nämlich Frauenrechtlerinnen!) wie für ihren großen Mitstreiter Björnson, dem (!) Apostel der Reinheit, ist das Geschlecht nichts. Nach ihnen giebt es viele Freuden; erzieherische Freuden, seelsorgerische Freuden, studirerische (!) Freuden, die der weiblichen Natur viel natürlicher sind usw. Gegenwart, Jahrgang 1895. Nr. 19, Seite 295.

Er redete etwas verworren von dem Nichtschwert, das die Diktoren vor sich hertragen ließen (!) und das ihnen Achtung verschuf (!) mit diesen (!) Spuren vergossenen Bluts, die zwar vielleicht nicht dawaren, aber die dennoch jeder sah oder empfand, und von dem Nichtschwert des Poeten, an dem sein eignes Herzblut klebt, mit dem er sich selber gerichtet, um das Recht zu haben, die ganze Welt richten zu dürfen.

Westermanns Monatshefte. Heft 474 (März 1896), Seite 728.

Herrn M. S. — Sie wundern sich über die Unterschrift Übergesegelt unter einem Bilde der Illustrierten Zeitung? Wir nicht. Den Unterschied zwischen übergesetzt und überfetzt, übergetreten und übertreten, übergefahnen und überfahren usw. werden manche Leute nie begreifen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig